

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 280.

Posen, den 5. Dezember 1928.

2. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn Nachf. Stuttgart.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

(11. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

„Frau Doktor Wille,“ murmelte er und verbeugte sich gegen etwas Unsichtbares. „Haha . . . klingt aber nicht mal schlecht! Frau Doktor Wille! Ich gestatte mir meine Blume!“

Ja, diesmal gelang es! Eine innere Stimme sagte es ihm. Das Hundeleben hört auf — nichts mehr von Todeinsamkeit — nichts mehr von dem schauerlichen Kneipenfraß — auch das Trinken ward dann gelassen! Es gab sich ganz von selbst, wenn man erst ein feines Mädel als Gattin neben sich hatte.

Er rutschte in seligen Phantasien auf der Chaiselongue, als käm' von draußen wieder das Lachen.

„Haha . . . anständig, mein Junge, anständig! Der Frühling macht dich rebellisch.“

Der Frühling blüht auf Hald' und Heid',
Auch ich möcht' einmal blü-hü-hen!

Nun sollt' er es doch noch! Und bald — bald! Keine lange Verlobung — man kannte sich ja zur Genüge! Morgen um diese Zeit war alles ins Reine gebracht, in drei Monaten konnt' Hochzeit sein, und nächstes Jahr um diese Zeit — nächstes Jahr um diese Zeit —

Da lächelte Richard Wille ganz still und gut.

Eigene Kinder — sie mußten doch das größte Erleben sein. Junge oder Mädel — ganz egal! Es wär' überhaupt eine Noheit gegen die Frau, bei einem Mädel ein schiefes Gesicht zu ziehen. Nee, das täte er niemals! „Da kannst du wirklich beruhigt sein, Ilse!“

Und mit einem verloren seligen Blick sah er in Zukunftsfernen, während seine Hand von neuem in den Keller krieg — das heißt: niederwärts nach dem Bier-eimer tastete.

* * *

Tags darauf sah man ihn in Gala über die Straße ziehen. Von den Lackstiefeln bis zum Zylinder war alles tadellos — darin kam wieder der alte Couleurstudent zum Vorschein. Er schritt auch mit einer gewissen strammen Entschlossenheit vorwärts, obwohl ihm das Herz unter dem steifen Oberhemde doch etwas klopfte. Aber er kannte das: noch vor jeder Mensur und vor jeder Werbung hatte er diese Nervosität gespürt.

Es war nachmittags und eigentlich keine Besuchszeit. Vormittags jedoch hatte er Schule halten müssen, und Aufstehen war seine Sache nicht. Außerdem war's ihm lieb, daß er seinen Freund Walter gerade jetzt in der Sprechstunde wußte. Denn er fühlte eine komische Scheu, etwa ihm zuerst zu begegnen. Am besten war es schon, er ließ sich direkt bei dem alten Herrn melden.

Aber als er am Parkzaun vorüberging, grüßte Runkel ihn, und als er dankte, bog sich Ilse Hoermann etwas vor, erkannte ihn — stutzte — und nickte dann.

Da öffnete er die Gartenpforte und trat ein — mit etwas beklommenem Gefühl, denn es stimmte durchaus nicht zu seinen Dispositionen.

Ilse Hoermann hielt ihre Hände gespreizt vom Körper ab und ging ihm langsam ein paar Schritte entgegen.

„Was ist denn passiert?“ fragte sie neugierig schon aus der Entfernung. „Wollen Sie zu einem Begräbnis? Oder machen Sie Visiten?“

Er lachte etwas gedrückt.

„Komm' ich Ihnen so feierlich vor? Na ja, das ist nämlich . . . ich will nämlich . . .“

Schwerebrett, die ganze Partie verdarb er sich! Er konnte ihr doch nicht in allernächster Nähe von Runkel gestehen, daß er sich mit ihr verloben wolle.

„Nämlich,“ fuhr er hastig fort, „das hängt mit meiner Gemütsstimmung zusammen. In der Tat! Ich erklär' Ihnen das später. Wollen Sie mir nicht die Hand geben?“

„Nein, nein . . . es ist zu Ihrem Besten. Wir haben nämlich gepflanzt . . . da, schau'n Sie mal! Und wenn ich's auch tausendfach schon verschworen habe, weil das Unkraut uns doch alles verdirbt — wir haben's halt noch einmal versucht.“

Aber sie blickte ihn verwundert an, als er die Beete zu sehen bat.

„Mit Ihrer Gemütsstimmung scheint es heute wirklich nicht richtig zu sein, Richard. Seit wann haben Sie Interesse für Küchenkräuter?“

„O,“ erwiderte er und schritt neben ihr dem See und dem Gemüßland zu, „ich bin überhaupt viel ernster geworden, ich interessier' mich jetzt sehr für alles Wirtschaftliche und Praktische.“

Gott sei Lob und Dank, daß wenigstens der brave Runkel zurückblieb.

Von neuem sah ihn Ilse Hoermann kopfschüttelnd an, erwiderte jedoch nichts und führte ihn zu dem Gartenland. In drei langen Reihen hatte sie die zarten Triebe gepflanzt.

„Sie sehen heute noch matt aus, aber sie erholen sich bald.“

Und mit einem Male sich bückend: „Da hat Runkel richtig eins fallen lassen.“

Sie hob es auf und suchte nach dem Pflanzstock. Als sie ihn nicht gleich fand, wühlte sie die Erde mit dem Zeigefinger um und steckte das zierliche weiße Wurzelgefäß in die kleine Grube.

„Meinen Händen tut's nichts mehr. Haben wir noch Wasser in der Gießkanne?“

Doch als die Gießkanne sich als leer herausstellte und Richard sie ergriff, um nach dem Schöpfbrett zu laufen, lachte sie laut auf.

„Mit Lackstiefeln und Zylinder Wasser schleppen — das wär' was! Fix — geben Sie her!“

Und trotz seines Protestes nahm sie ihm die heulige Gießkanne aus der Hand, sprang zum Schöpfbrett, füllte sie und stellte sie dann mitten in den Weg.

„So. Und nun wollen wir uns erst einmal die Hände waschen.“ Sie streifte der Ärmel an den festen weißen Ärmern empor und hielt die Hände in das klare Wasser. Dann sah sie von unten herauf zu ihm hin.

„Also, was ist das mit der Gemütsstimmung? Was hat die mit dem Leibrod zu tun?“

„Mehr als Sie ahnen.“ Nachdenklich und wie nach den Worten suchend, blickte er auf die Gebeugte hinab. „Immer, wenn ich mich innerlich verzagt fühle, werf ich mich in Gala. Das gibt einen gewissen äußeren Halt. Man ist gezwungen, sich zusammenzunehmen, sich gleichsam offiziell zu betragen, sich in seiner Verstimmung und Wehleidigkeit nicht gehen zu lassen. Und das wirkt auch auf den inneren Menschen aufrichtend.“

Sie lachte. „Demnach sind Sie heute verstimmt.“

„Noch mehr,“ erwiderte er. „Unglücklich.“

Sie zog die Hände aus der Gießkanne und sprengte die Tropfen ab.

„Was ist das für ein schweres Wort, Richard! Es paßt gar nicht zu Ihnen. Haben Sie amtlich einen Wischer gekriegt oder was fehlt Ihnen sonst?“

Da nahm er einen Anlauf und sprach von seiner Einsamkeit, von der Trostlosigkeit des Kneipenlebens, von seiner Sehnsucht nach Besserem, nach Häuslichkeit und Familie.

Seltzam, dachte Ilse, sie kommen alle zu mir beichten! Und als er eine Pause machte, lachte sie vergnüglich auf.

„Rund heraus, lieber Freund: Sie wollen heiraten. Aber das ist doch kein Unglück. Und wie, was, wo? Ich bin neugierig. Sollten Sie die Lackstiefeln etwa gerade jetzt zu der Auserwählten tragen? Und darf man wissen, wie sie heißt?“

„Katen Sie,“ hat er und drückte den Aneifer fester.

Mit einem plötzlichen halben Unbehagen protestierte sie, doch als er nicht abließ zu betteln, nannte sie achselzuckend einige Namen. Er hatte überall etwas auszufragen.

„Sie sind zu anspruchsvoll, Richard. Ihr Ideal muß wohl doch erst noch wachsen.“

„Nein,“ erwiderte er und holte tief Atem, — „anspruchsvoll bin ich wohl, aber es ist schon da. Wissen Sie, zu wem ich wollte? Zu Ihrem Herrn Vater!“

Da war es heraus, es gab kein Zurück mehr, und Richard Wilke stand jetzt wie auf der Mensur — er wick keinen Millimeter.

Ilse Hoermann war rot geworden und starrte ihn mit halb offenem Munde an, als begriffe sie nicht.

„Dütting?“ fragte sie dann unsicher. Sie glaubte es selber nicht recht, aber es war der einzige Ausweg, der sich noch bot.

„Warum verstehen Sie mich mit Absicht falsch? Hätt' es sich um Fräulein Christel gehandelt, würd' ich ja zu ihr gegangen sein. Aber nun komme ich doch zu Ihnen.“

Er hob langsam die rechte Hand, als wollte er sie ihr hintretzen und hätte noch nicht ganz den Mut dazu.

„Fräulein Ilse,“ sagte er bittend, „wollen Sie es nicht mit mir versuchen?“

Sie trat einen Schritt zurück, sie war noch immer ganz fassungslos.

„Ich?“

Und mit einem kurzen Auflachen, das nicht echt klang: „Machen Sie keine Witze, Richard.“

Er wollte auffahren, er bezwang sich.

„Von Witzen ist hier nicht die Rede. Schlimm für mich, wenn ich das erst extra betonen muß.“

„Aber liebster Richard —“

Da ließ er die halb erhobene Hand sinken.

„Na ja“ — es klang kläglich und ergeben — „wenn Sie schon liebster Richard sagen, kann ich wohl einpaßen. Dann brauch' ich wohl gar nicht weiter zu reden. Aber das geht ja gar nicht — liebes Fräulein Ilse, Sie wissen nicht, wie sehr ich mich darauf gefreut und wie ich darauf gehofft hab'! Bin ich denn so'n schlechter Kerl? Oder was haben Sie denn sonst gegen mich? Daß ich früher schon manchmal entflammt gewesen bin, das ist ja richtig, das leugne ich ja auch nicht. Aber das war doch Strohfeuer . . . so eine Aufwallung, die kam und vorbeiging. Diesmal sitzt es

tiefer. Diesmal — da ist es durch Jahre und Jahre gewachsen — so heimlich, daß ich es selber nicht gemerkt hab', bis alles reif und richtig war und mir die Augen aufgingen.“

Er wurde selber fast gerührt.

„Tage und Nächte hab' ich mir's überlegt. Hab' zu Hause gelesen und hab' mich geprüft wie noch niemals. Und jetzt weiß ich, daß nur Sie . . . nur Sie . . . Fräulein Ilse, Sie verstehen schon — ich kann nicht so geschwollen und gefühlvoll reden. Aber Sie können mir es ja auch so glauben. Glauben Sie mir denn nicht?“

Sie hatte nach einem Zweige der Uferweiden gegriffen und ließ den schlanken Zweig durch ihre hohle Hand laufen. Immer von neuem bog sie ihn zu sich her, immer von neuem schnellte er zurück. Mechanisch trieb sie das Spiel weiter, als ob Richard Wilke nicht auf eine Erwiderung wartete.

Dann endlich schien sie fertig und mit sich eins zu sein.

„Ich will Ihnen antworten, Richard, aber Sie müssen mich auch vernünftig anhören . . . ohne Muck und Zuck. Sie fragen, ob ich Ihnen nicht glaube. Und ich antworte Ihnen: Ja, ich glaube Ihnen jedes Wort. Ich glaube, daß Sie alles ernst und ehrlich meinen und es so fühlen, wenn Sie's auch nicht gefühlvoll ausdrücken.“

„Aber —?“ sagte er und sah sie an.

Sie lächelte leicht.

„Aber was ich nicht glaube, ist dies: daß Sie in einer Woche oder vier Monaten noch eben'so reden und fühlen werden. Bitte — ohne Muck und Zuck, versprochen Sie! Sie sind ein lieber Mensch und im ganzen ein Sonntagskind. Manchmal aber haben Sie Ihre finsternen Stunden, wo Sie verzagen wollen und auf allerhand Einfälle kommen, die Ihrem eigentlichen Wesen gar nicht entsprechen und deren Erfüllung Sie bald ebenso sehr bedrücken, wie im Augenblick erfreuen würde. Sünden Sie sich, Richard: in solchen gefährlichen Stunden, wo sich Ihr Gefühl verirrt und vergreift, kommen Sie unter Umständen wirklich noch mal zu 'ner Frau, und weiß Gott, zu welcher. Denn Sie werden nicht immer einer guten alten Freundin gegenüberstehen, die Bescheid weiß. Natürlich werden Sie jetzt enttäuscht sein und sich unglücklich fühlen. Aber eines Tages danken Sie mir doch, daß ich heut vernünftiger war als Sie.“

Richard Wilke hatte den Kopf immer tiefer geneigt und stand so einen Augenblick vor ihr wie ein großes ungefüßes Kind, das seine Strafpredigt bekommt.

Dann schüttelte er den Kopf.

Doch sie: „Wir sprechen uns später, Richard. Daß ich Sie heute nicht überzeugen kann, weiß ich.“

Aber er blieb beim Kopfschütteln.

„Ich hab' Pech,“ sagte er leise. „Diesmal hab' ich so sicher gehofft, keinen Korb zu kriegen. Und nun? Da ist er — ein riesengroßer — ohne Hoffnungsschleifen sogar. Jetzt werden Sie mir wahrscheinlich Ihre Freundschaft anbieten, nicht? Ich kenn' mich in solchen Situationen ja allmählich aus.“

„Nein,“ erwiderte sie, — „wenn das noch nötig wäre, stünd' es schlimm um uns: Wie lange kennen wir uns schon? Ich denk', es müssen bald fünfzehn Jahre sein. Und um eine so lange Freundschaft wär' es schade. Meinen Sie nicht auch?“

„Es soll' was Besseres daraus werden.“

„Und da das nicht angeht,“ sagte sie bittend, „so wollen wir wenigstens dafür sorgen, daß nichts Schlimmeres daraus wird. Was heut geschehen ist, Richard, soll unter uns bleiben. Es kümmert keinen Menschen sonst, nur uns zwei, und wenn niemand davon erfährt, wird es uns selbst bald wie etwas Unwirkliches vorkommen.“

Er atmete tief auf.

(Fortsetzung folgt.)

Lebenslauf des Negers Mott.

Von Hermann Linde.

Seine Mutter hieß Matschpi und sein Vater, der ein Häuptling war, Ogon. In der Nacht seiner Geburt brannte der Kraal der Eltern, angezündet von eifersüchtiger Hand, vollkommen ab; so kam er, knapp dem Tode entgehend, zur Welt. Am nächsten Morgen band man den Brandstifter, der drei Jahre lang vergeblich um Matschpi geworben hatte, an eine Kokospalme. Das Kind aber, das dachlos auf einer Mathe lag, schrie noch lauter als der Gemarterte; Feuerbrände und Weiden sollten in seinem ferneren Leben noch große Rollen spielen.

Das Dorf seines Stammes lag im tiefen Urwald verborgen, so weit entfernt von der Küste, daß es nie der Fuß eines Weißen betrat. Die Einsamkeit des Dorfes und die weltliche Abgeschlossenheit dieses Stammes war so groß, daß hier tatsächlich paradiesischer Urzustand vorhanden war. Mott hatte gerade sein erstes Lebensjahr erreicht, als feindliche Nachbarn kriegerisch gegen seinen Stamm vorrückten; feindliche Nachbarn, die näher der Küste zu wohnten und mit den Gewehren der Weißen schossen. Wieder einmal sah Mott roten Feuerfleck aus heimathlichen Hütten zum Himmel zucken. Nichts blieb übrig von dem Dorf, als Mott, der eifsfährige Kronprinz, der wieselhaft schnell von dem Schlachtplatz floh.

Nach drei Tagen erreichte er die Küste und sah das Meer, von dem er nichts wußte. Ein Schiff aus Jamaica, das Bananen nach Europa fuhr, lag vor Anker. Die Schiffer ergriffen Mott, denn sie sahen seine prachtvollen Muskeln. Mott aber strich mit seiner Hand erkaunt einem der Schiffer über das Gesicht, er hielt es für angemalt, denn er hatte nie andere Gesichter gesehen als schwarze. Der Schiffer, der zu dünn war, um den Grund dieser Verhüllung zu ahnen, schlug den Knaben roh auf seinen wackelnden Kopf. In der Nacht darauf kroch Mott aus der Kammer, in die man ihn gesteckt, eine ehemalige Speisekammer, in der es noch nach Fleisch und Fischen stank, erkletterte die Tallelage und starrte in eine silberglänzende Scheibe, die er in der Küche gefunden hatte.

In dieser Scheibe, einem Spiegel, sah er mit grausamer Deutlichkeit sein Gesicht, das tintenschwarz war und häßlich wie ringsherum die Nacht. Für häßlich hatte er sich bisher nicht gehalten, da er unter den Gesichtern seines Stammes kein besseres als sein eigenes gesehen hatte. Nun aber hatte er heute die Gesichter der Schiffer gesehen, und er war sich keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß diese Schiffer etwas weit Erhabeneres seien als er. Ja, in dieser Stunde hatte er geglaubt, daß es Götter seien, denn der Medizinsmann hatte stets von den Gesichtern der Götter erzählt, sie seien aus Licht. Aber da er sah, daß die Schiffer arbeiteten und sich gegenseitig unfreundlich in die Gesichter schrien, konnte er sie nicht mehr für Götter halten. Mott hatte einen guten Instinkt.

Motts Erkennen über die weiße Haut sollte aber noch ganz andere Steigerungen erleben, ebenso sein langsam einsetzender, immer tiefer werdender Schmerz um seine schwarze Haut. Einer der Schiffer, der es sah hatte, zwischen Obst und Fischen fernherhin sein Leben zu verbringen, nahm den jungen Neger mit in die Stadt, an der das Schiff anließ, nach einigen Wochen. Diese Stadt war schon eine europäische Stadt. Hier sah Mott zum ersten Male weiße Frauen und vor dieser Schönheit kam die Demut der Kreatur derartig über den jungen Neger, daß er dem Schiffer die Hand küßte, als dieser ihn einem Wundenbesitzer für ein Duzend Goldstücke überließ. Die Ansicht, daß der weiße Mensch hoch über dem Schwarzen stände, die den jungen Mott schon vollkommen beherrschte, wurde zudem verstärkt von Tag zu Tag durch die Behandlung der übrigen Neger in diesen Hafenschänken und zumal durch die Widerspruchlosigkeit, mit der die Schwarzen die Roheiten und die Verhöhnungen der Matrosen sich gefallen ließen.

Jahre verfloßen, Welt und Zeit veränderte sich, aus dem eifsfährigen Negerknaben Mott war ein dreißigjähriger Mann geworden, aber immer hielt er die Weißen für eine Art höhere Wesen, denen in Demut zu dienen, ihnen, den Schwarzen, bestimmt sei. Da sein Körper immer athletischer wurde, erschien die kindliche Bereitwilligkeit, mit der er alle verlangten Dienste ausführte, sogar schwere Säcke tragen zum Hafen, beinahe grotesk, zumal der Befehlende, der Budiker, ein alter, zusammengekrümpfter Kerl, der früher Schiffsmaat gewesen war, keinerlei Nacht über Mott gehabt hätte, falls er sich geweigert haben würde. Mott aber war weit davon entfernt, sich zu weigern, ihm waren sie immer noch Halbgötter, diese Menschen, mit der schönen, hellen, schimmernden Haut, und die Nächte der Melancholie, in denen der junge, kraftvolle Neger sich um die Farbe seiner Haut vor Trauer innerlich zerfrö, schienen unendlich zu sein. Bis eines Tages sich eine völlige Umwandlung vollzog.

Vorkämpfe wurden zur großen Mode, von der neuen Welt kamen sie rasch herüber zur alten Welt, auch in die Stadt, in der Mott, der Neger, mit dem seltsamen Weiden lebte. Und Mott, der Neger, sah, wie ein anderer Neger von einem Weißen, einem finnischen Boger, zu Boden geschlagen wurde. Die Wirkung auf ihn war überraschend und ungeheuer. Mit einem Sprung verließ er seinen Platz, stürzte in den Ring und schlug mit seinen beiden Fäusten so auf den Weißen ein, daß er nach einigen Minuten ohnmächtig und ohnmächtig hinausgetragen werden mußte; wider Mott aber erhob sich keine Hand und kein Protest. Die Zuschauer

gerieten in eine rasende Obation, Manager umringten ihn, bestaunten prüfend seine Oberarme und seine Schulterblätter, rissen Papier und Bleistift aus der Tasche, triebelten Kontrakte — Mott aber ging schweigend und alles überhörend hinweg. Seit dieser Stunde war es aus mit der Demut vor der weißen Haut. Als die Manager am nächsten Morgen dutzendweise kamen, unterzeichnete Mott den Vertrag mit der höchsten Gage und lächelte eigenhümlich mit seinen großen, weißen Zähnen, so, als habe er Geheimnisse dabei.

Plötzlich war nämlich alle Schmach in ihm aufgestiegen, heiß und brodelnd, alle Schmach, alle Schläge und alle Reimigungen, die der schwarzen Haut von der weißen Haut zugefügt wurden seit Jahrtausenden, was er selbst nicht erlebt hatte und gesehen, los und hörte er in Schilderungen der anderen. Und da wurde der uralte Haß des Unterdrückten wider den Erdrücker in ihm flammend und elementar lebendig; es erschien ihm als eine Selbstverständlichkeit, daß er seine Muskeln in den Dienst der Rache stellen müsse. Er war klug genug, sich die Zwecklosigkeit dieser Rache nicht zu verhehlen, aber er war nicht stark genug, die gewaltige Stimme des erzürnten Blutes zu überhören, das in ihm rollte. So wurde er Boger, seine Karriere vollzog sich mit antilopenhaften Schnelligkeit, er kämpfte nur gegen Weiße, und seine Siege wurden von keiner Niederlage unterbrochen. Sein Name durchlief alle Ortshafte der Welt, sein Gesicht alle illustrierten Blätter. Aber mit seiner Rache an der weißen Haut starb nicht die Sehnsucht nach ihr. Er wurde maßlos reich und maßlos einsam; er war der Letzte seines Stammes, er hatte keinen Menschen auf der Welt, dem er sein Herz und seine verrückte Sehnsucht offenbaren konnte. Manchmal sah er am offenen Fenster und sang die alten Lieder seines ausgestorbenen Stammes in die Großstadtnacht hinaus. Wie eben ein einsamer Neger so singt.

Mott saß an jenem denkwürdigen Abend im Hotel Savoy auf dem Broadway, als das große, elegante Wollenträgerhotel in Flammen aufging. Die Ursache des gewaltigen Brandes ist nicht festgestellt worden.

Der Tag des Heiligen Niklas.

Ein Freudentag zu Beginn des Advent ist der Niklastag, der 6. Dezember.

In Norddeutschland beschränkt sich die Feier und Freude darauf, daß die Kinder am Vorabend ihre Schuhchen vor die Stubentür stellen und sie am Morgen mit allerlei Leckereien und kleinen Geschenken gefüllt wiederfinden. Der Niklas ist umhergegangen und hat die Schuhe der braven Kinder gefüllt. Das ist ein kleiner Vorschaum auf Weihnachten, und die meisten Kinder hegen eine große Liebe für den guten Niklas. Wer aber war dieser heilige Nikolaus eigentlich, der noch heute so viele Kinder jubeln und lachen macht?

Es wird erzählt, daß Nikolaus in Patara geboren wurde, einer kleinen Stadt in Lykien in Kleinasien. Die Eltern waren vermögende, gottesfürchtige und wohlthätige Leute; die Mutter war eine Schwester des Erzbischofs von Myra, Nikolaus des Älteren. Schon als der kleine Nikolaus geboren wurde, geschehen Wunder, und bereits als Kind war er wegen seiner Frömmigkeit und Güterherzigkeit bekannt. Er wurde Priester in einem Kloster, in dem er vorwiegend Kinder und junge Menschen unterrichtete. Als er einmal eine Pilgerfahrt in das Heilige Land unternahm, tat er einem schweren Unwetter Einhalt und erweckte einen Toten zum Leben. Als diese Wunderthaten bekannt wurden, wurde er zum Erzbischof von Myra ernannt. Zu dieser Zeit aber stellte Kaiser Valentinus seine Christenverfolgungen an und ließ den frommen Erzbischof ins Gefängnis werfen. Von Konstantin dem Großen wurde er bei dessen Eroberungszug durch Kleinasien wieder befreit. Die Legende behauptet, daß Nikolaus auch an dem Konzil zu Nicaea im Jahre 325 teilgenommen habe. Nach seinem Tode wurde er heilig gesprochen und gilt als der besondere Schutzpatron der Seefahrer, sowie der glücklichen Ehen.

Wenn man den Tag dieses Heiligen dadurch feiert, daß man einem, den man lieb hat, eine kleine geheimnisvolle Überraschung zu bereiten sucht, so geht das wohl auf die Sagen zurück, die von Nikolaus besonderer Wohlthätigkeit und Freigebigkeit erzählt werden. Eine dieser Geschichten berichtet, daß ein vornehmer, aber armer Mann drei Töchter zu verheiraten hatte, ihnen aber keine Mitgift geben konnte, die für einen Ehemann ihres Standes angemessen gewesen wäre. Das kam dem guten Bischof zu Ohren, und um der Nothlage abzuhefen, warf er heimlich eine Börse mit Goldmünzen durch das Fenster der armen Familie.

Man erzählt sich, daß der heilige Nikolaus in der Nacht zum sechsten Dezember auf seinem weißen Pferde von Schornstein zu Schornstein durch die Luft reitet. Vielleicht steckt in dieser Legende ein Stück einer germanischen Mythe, und wir können in dem heiligen Nikolaus unsern Wotan auf seinem Sleipnir erkennen. — Vielfach wird auch berichtet, daß der heilige Nikolaus immer in Begleitung einer Negerdienerin komme, den man den Schwarzen Peter nennt. Der fromme Bischof soll nämlich einmal einen Negerknaben vor einem grausamen Schicksal gerettet und dadurch einen treuen Knecht gewonnen haben. Der Schwarze Peter sorgt dafür, daß die Geschenke für die Kinder an den rechten Platz kom-

men; er kriecht durch den Schornstein in das Haus, — das tut ihm nichts, da er ja ohnehin schwarz ist, — und füllt die Schuhe der Kinder mit Spiessachsen und Strohspitzen. In manchen Gegenden müssen die Kinder, wenn sie die Schuhe hinausstellen, auch ein Stück Brot daneben legen für das Pferd des Heiligen. Ganz ähnlich wie Knecht Ruprecht bringt auch der Schwarze Peter für die unartigen Kinder eine Rute.

Im Mittelalter war es vielfach Sitte, daß die Schulkinder einen ihrer Kameraden als Nikolaus ankleideten, während ein anderer den Schwarzen Peter darstellte. Sie gingen dann von Tür zu Tür und sangen die Lieder des heiligen Nikolaus. Was sie an Gaben bekamen, wurde den Armen übergeben. Diese Sitte hat sich in Ueberbleibseln noch heute zum Beispiel in Holland erhalten, wo um den Nikolaustag arme Kinder als Niklas und Schwarzer Peter umherziehen und um milde Gaben bitten. Besonders werden dann bei dieser Gelegenheit Spekulatius verteilt, die sehr oft den heiligen Niklas und den Schwarzen Peter, wie auch den Schimmel des Heiligen darstellen.

Auf jeden Fall ist dieses Fest eine hübsche Sitte, die man auch da einführen sollte, wo bisher der Nikolaustag noch nicht gefeiert wurde, denn in den langen Wochen des Winters hat ein Fest immer etwas Lebendes, und man kann sich freuen, wenn man Gelegenheit findet, andern eine Freude zu machen und eine frohe Stunde zu bereiten.

Skelette als Altarschmuck.

Alte Ueberlieferung erzählt, daß schon in vorgeschichtlicher Zeit die Menschen ihre Altäre mit Menschenknochen geschmückt haben, um so ihre Götterverehrung zu bekunden. Es waren in der Regel die Knochen der den Göttern geopfert Menschen, die zur düsteren Ausschmückung dieser heidnischen Kapellen dienten. Von der Tatsächlichkeit dieses merkwürdigen alten Brauches kann man sich heute noch überzeugen. So findet man in der Allerheiligenkirche des tschechischen Ortes Soblesch ein Altar, dessen Ausschmückung aus einer Reihe symmetrisch geordneter Totenschädel besteht. Trotz der imposanten Schönheit dieses Baues, trotz dieser anziehenden Eigenart in den Ornamenten, kann der Reisende beim Anblick dieser Sehenwürdigkeit sich eines leisen Schauers nicht erwehren. Manche der Fremden, die in Scharen zu dieser Kirche pilgern, konnten der Anwendung nicht widerstehen, einige dieser Totenschädel als Andenken für ihre Sammlungen von Eigentümlichkeiten nach Hause zu nehmen. Diese Gewohnheit der Besucher nahm schließlich solch einen Umfang an, daß man die Kapelle besonders schützen mußte.

Man findet in Europa noch ähnliche Totenhäuser. In der Kirche von Hallstedt liegen uralte Gebeine, aus Gräbern eines verfallenen Friedhofes aufgefunden. Interessant ist das Knochenhaus von Naters, in der Nähe der schweizerischen Stadt Brig an der italienischen Grenze. Menschenköpfe und Knochen ruhen hier in einem Mausoleum, sorgsamst geordnet und geschützt. Manche Totenschädel sind mit bunten Bändern versehen, die an der Seite eine große Schleife aufweisen. Es gibt auch hier genug Besucher, die in dieser schauerlichen Stätte das Gruseln lernen wollen.

Das Schlangennest im Bambusrohr.

Auf einer Gummipflanzung in Travancore (Britisch-Indien) waren die Arbeiter mit dem Schneiden von Bambusrohr beschäftigt. Dabei wurde ein Rohr der Länge nach zwischen zwei Knoten gespalten, und im Hohlraum, der einen Durchmesser von ungefähr acht Zentimetern auswies, fand man ein Duzend junge Schlangen von einem Fuß Länge und außerdem zwölf Schlangeneier. Die Knoten waren vollkommen unbeschädigt, und nur in der Rohrwand befand sich ein kleiner Riß, der aber kaum groß genug war, um eine schmale Messerlinge einzuführen. Es ist ein Rätsel, wie es der Mutterschlange möglich war, ihre Eier in das Rohr zu legen, ebenso wie die jungen Tiere lebten und auf welche Weise sie aus ihrem Nest geschlüpft wären, wenn nicht Menschen eingegriffen hätten.

Eine neue Ausstellung in Berlin.

Das Jahr 1930 wird den Briefmarkenfreunden der Welt eine freudige Ueberraschung bringen. Eine internationale Briefmarkenausstellung, einzig in ihrer Art, wird von den Philatelisten mit besonderem Interesse beachtet werden. Im Jahre 1904 waren in der deutschen Reichshauptstadt die Briefmarkenhändler der ganzen Welt zum letzten Male zusammengekommen, um gemeinsam neue Kataloge zusammenzustellen, Marken einzutauschen und lohnende Verkäufe zu bewerkstelligen. Die neue Ausstellungsperiode soll nun den Interessenten Gelegenheit geben, ihre in den langen Jahren auf diesem Gebiete erworbenen Erfahrungen und Kenntnisse anzuwenden. Die Ausstellung soll die erste Nachkriegsbriefmarkenausstellung vom Jahre 1921 bei weitem übertreffen.

Neben einzelnen Seltenheiten wird man ganze Sammlungen des In- und Auslandes bewundern können. Noch nie gesehene wertvolle Marken aus amerikanischem, englischem und skandinavischem Besitz werden das Interesse der Sammler erwecken und so der Briefmarkenschau eine besonders prägnante Note verleihen. Alle Sammler werden ihren Ehrgeiz darin erblicken, die Früchte ihrer langjährigen Sammlertätigkeit zu dieser einzigartigen Ausstellung nach Berlin bringen.

Ein Genie als Fälscher wider Willen. Ein bisher unbekannter italienischer Bildhauer ist plötzlich zu Ruhm gekommen, weil seine Werke allen Sachverständigen so groß und „echt“ erschienen, daß man sie sehr wohl für einen Donatello oder für einen alten toskanischen Meister der Renaissance halten konnte. Es ist eine feine Ironie, daß eins seiner Werke, eine holzgeschnittene Madonna mit dem Kind, das dem Giobanni Pisano zugesprochen wurde, im Museum von Cleveland steht und daß die Museen von Boston und New York sich um solche Werke rissen. Die florentinischen und venezianischen Kunsthändler, die unter den unschuldigen Vorwänden diese Bestellung in Auftrag gaben, verkauften sie ohne sein Wissen für etwa vierzig Millionen Lire, ihm aber gaben sie elende Summen, die dem ergrauten Mann kaum ermöglichten, die beträchtlichen Material- und Atelierkosten zu decken und kärglich sein Leben zu fristen. Einige der Meisterwerke dieses Mannes findet der Leser in der neuesten Nummer (Nr. 49) des „Illustrierten Blattes“ Frankfurt a. M. Von weiteren interessanten Bilderartikeln, die dieses Heft enthält, seien genannt: „Die Kaiserkrönung in Japan“, „Hallentennis“, „Ein Hochschulsanatorium“, „Golf für alle“, Regenwasser als Waffe der hohen Politik (eine kulturwirtschaftliche Wandglosse von Leo Frobenius), „Im wilden Vergell“, „Die Schwefelfähre von Marfalle“ und eine lustige Seite von George G. Robbe „Kleinigkeiten beim Kleinauto“. Das Heft ist von Anfang der Woche an zu haben.

Ein dankbarer Patient. Ein Patient, der durch eine Radiumkur im Sankt-Bartholomäus-Krankenhaus in London von einem Krebsartigen Geschwür geheilt worden ist, hat dem Leiter des Krankenhauses vierzehntausend Pfund Sterlinge (etwa 300 000 Mark) überwiesen. Das Geld soll dazu verwendet werden, einige Gramm Radium anzukaufen, damit unbemittelte Kranke sich derselben zur Unterziehen können, die den dankbaren Patienten von seinem Leiden befreit hat.

Der ausgeraubte Damen-Bridgklub. Banditen drangen dieser Tage in einen Bridge-Klub ein, dem sehr begüterte Damen der Chicagoer Gesellschaft angehören. Die Räuber zwangen die zwölf anwesenden Damen mit erhobenem Revolver, nicht nur die Bridge-Gewinne, sondern auch ihren Schmuck und ihre Pelze herauszugeben. Die Beute der unerkannt entkommenen Räuber wird auf 30 000 Dollar geschätzt.

Kleine Leistungen. Unser Organismus verbringt Tag für Tag Riesenleistungen, von deren Größe wir kaum einen Begriff haben. Wenn man die tägliche Arbeitsenergie des Herzens in äußere Kraft umwandeln könnte, wäre man imstande, eine Last von 20 000 Kilogramm einen Meter hoch zu heben. Das Blut wird mit einer Geschwindigkeit von einem halben Meter die Sekunde durch das Herz getrieben, so daß an einem Tage nicht weniger als 7200 Liter Blut durch das Herz strömen. Der Sinnesindruck, der von den Nerven unseres Körpers zum Gehirn geleitet wird, oder der Impuls, der an die Muskeln ausgegeben wird, wird mit einer Geschwindigkeit von 35 bis 80 Metern in der Sekunde geleitet, das entspricht im Durchschnitt einer Fluggeschwindigkeit von 180 bis 200 Kilometern in der Stunde.

Eine glückliche Insel. Auf der Insel Teneriffa, der größten der Kanarischen Inseln, hat auch seit längerer Zeit der Kartoffelanbau Eingang gefunden. Da dort der Boden sehr gut ist, und da sich Wärme und Feuchtigkeit ziemlich gleich bleiben, kann das Land viel besser ausgenutzt werden als bei uns. So bauen die Landleute von Teneriffa in ihren Gärten jährlich viermal Kartoffeln an. Raum, daß die erste Frucht aus dem Boden genommen ist, wird auch schon mit dem Samen der zweiten Aussaat begonnen; der zweiten Ernte folgt sogleich die dritte Aussaat und der dritten Ernte die vierte Aussaat.

Der 30. Februar. Dieses scheinbar unmögliche Datum ist durchaus kein Witz, sondern eine Tatsache, die auf einer Speisefarte des Pazifik-Dampfers „Sibiria“ verewigt ist. Der betreffende Dampfer kreuzte Ende Februar 1904 auf der Fahrt von Yokohama nach San Francisco auf dem Stillen Ozean. Auf diese Weise wurde ein Tag in der Zeitrechnung gewonnen, und so gab es für die „Sibiria“ einen 30. Februar. Die Speisefarte befindet sich unter der Kuriositätensammlung eines englischen Passagiers, so daß an der Legitimität dieses Datums nicht zu zweifeln sein dürfte.

Fröhliche Ecke.

Geschäftsgeist. Onkel John ist durch seine Tüchtigkeit und Fähigkeit ein reicher Mann geworden. Eines Tages kommt sein Sohn zu ihm und will Geld haben, um sich eine Apfelsine von dem Obstbändler auf der Straße zu kaufen.

„Dafür willst du Geld haben?“, fragt sein Vater entrüstet. „Wenn du nur eine Spur von Geschäftsgeist besähest, dann gingest du auf die Straße und stredtest dem Obstbändler solange die Zunge heraus, bis er dir vor Wut eine Apfelsine nachwirft.“

Schmeichelei? „Es freut mich, daß Sie Sinn für Humor zu haben scheinen!“

Herr (geschmeichelt): „Woran haben Sie das denn bemerkt?“
„Als Sie vorhin in den Spiegel schauten, haben Sie gesächelt!“